



Leseprobe

Florian Klenk

"Früher war hier das Ende der Welt"

Reportagen

ISBN: 978-3-552-05528-5

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-05528-5>

sowie im Buchhandel.

»Früher war hier das Ende der Welt« –
An Österreichs Grenze

I.

Am Dorffriedhof von Leopoldschlag liegt ihr namenloses Grab. Keine Inschrift verrät, woher sie kam und wohin sie wollte. Die Mühlviertler Zeitungen berichteten von einer »zierlichen Asiatin«, die angeblich »im Sumpf des Populismus« stecken blieb. »Die Geschichte ging an meine Grenzen«, erinnert sich Chefinspektor Franz Grubauer, ein rechtschaffener Gendarm, der hier an der tschechischen Grenze seit 1971 Dienst versieht. Aus der Lade des Wachzimmerisches kramt er jenen Bericht hervor, den er über das »Drama an der Grenze« verfasst hatte. Ein Foto zeigt die Tote. Da liegt sie, ohne Schuhe, im Gras, ihre Hand umklammert die Handtasche. Schlepper hatten die Frau in einer stürmischen Nacht versehentlich in das Sumpfgebiet beim Grenzfluss Maltsch getrieben. Nach einem Schwächeanfall brach sie zusammen, schleppte sich noch Stunden am Boden dahin, gab dem Schlepper ihr letztes Geld. Der nahm ihr auch noch zwei Goldringe vom Finger. Am nächsten Tag fand ein Jäger die Leiche der Frau, gleich neben einer Tafel mit der Warnung: »Achtung, Staatsgrenze!«

Wer diese Staatsgrenze unbefugt überschreitet, begeht rechtlich gesehen bloß ein Verwaltungsdelikt. Strafdrohung: rund fünfzig Euro. Die Exekutive aber nennt die Grenzgänger »Illegale« und betrachtet sie mitunter wie Angehörige einer feindlichen Macht. Eine Meldung der Gendarmerie:

»Vier Illegalen gelang es, den Fluss zu durchschwimmen. Ein Somali ist ertrunken, einer erlitt Erfrierungen. Ihr Verhalten zeigt eine besondere Ignoranz der österreichischen Gesetze und eine Störung der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Sicherheit.«

Die Gendarmerie schafft die Sicherung der Grenzen nicht alleine. 295 000 Rekruten mussten dem Innenministerium in den letzten fünfzehn Jahren beim so genannten »Assistenzeinsatz« am östlichen Teil der Schengengrenze dienen. Neunzehn davon setzten sich während dieses Dienstes die Waffe an den Kopf und drückten ab. »Liebschaften, zerüttete Familienverhältnisse, Schulden. In keinem Fall gab es einen ursächlichen Zusammenhang mit dem Assistenzeinsatz«, beruhigt ein Sprecher des Heeres in sachlichem Ton. Das Heer nennt die Schengengrenze ganz offiziell den »Gefechtsstreifen«. Über ihm kreisen »Eulen«, wie die Hubschrauber des Innenministeriums genannt werden. Eine Gendarmerietruppe hat sich selbst einmal »Sonderkommission Taliban« genannt.

So schützt Österreich seine Grenze, eine Schicksalslinie, die noch immer durch den Eisernen Vorhang geprägt ist. Für die Österreicher trennt sie noch immer den Osten vom Westen, die Reichen von den Armen.

II.

Grenzübergang Wulowitz. Ein Dieb blickt aus der Zelle des Gendarmeriepostens und wartet, bis die Beamten seine Beute zu kleinen Pyramiden aufgeschichtet haben. Er hat Rasierklingen und elektrische Zahnbürsten geklaut. »Früher war hier das Ende der Welt«, erklärt Hauptmann Franz

Schmalzer, ein junger, engagierter Gendarm. »Als wir Kinder waren, haben wir uns gefragt, wie es wohl auf der anderen Seite des Flusses aussieht.« In der Volksschule unternahmen die kleinen Mühlviertler Ausflüge in die Nähe des Zaunes, sie kletterten auf Hügel, sahen hinüber zu den grauen Kasernen der Kommunisten. In der Chronik der Grenzgendarmarie sind viele brutale, aber auch absurde Geschichten aus jener Zeit notiert.

Eine Mühlviertler Kuh verirrte sich da einmal in eine tschechische Kolchose und durfte nicht mehr zurück. Ein anderes Mal suchte sich der Grenzfluss Maltch nach Unwettern ein neues Bett, ein Bauer ackerte irrtümlich im Reich des Bösen und wurde sofort verhaftet. Eine richtige Staatsaffäre war das damals, erinnern sich die Beamten. Alte Fotos zeigen österreichische Hofräte und kommunistische Generale, die in dunklen Limousinen vorfuhren, um an der Grenze über das weitere Schicksal des Bauern zu beraten. Er kam frei.

Manche kamen erst nach Jahren und mit entsetzlichen Geschichten zurück. Der Edi zum Beispiel, ein Schulfreund des Grenzbauern Franz Duschlbauer. Edi wurde für einen Spion gehalten und am Grenzzaun verhaftet. »Die nahmen ihn mit, steckten ihn in ein Uranbergwerk und gaben ihm Salzwasser, wenn er trinken wollte«, erzählt Duschlbauer.

Der rüstige Landwirt sitzt in seiner großen Küche. Wenn er rausschaut aus dem Fenster, blickt er ins Nachbarland. Als Kind ist er ja drüben, im heutigen Tschechien, zur Schule gegangen. Da war hier keine Grenze.

Von seinem Hof aus konnte der kleine Duschlbauer die europäische Geschichte miterleben. Zuerst wüteten Nazis in den Dörfern, und die Tschechen verschwanden. Dann kamen Russen und Amerikaner, und die Nazis verschwanden.

Über Nacht standen Hunderte Flüchtlinge aus dem Sudentenland vor dem Hof, »mit armselige Wagerln und schweren, feschen Ross«. Als die Kommunisten kamen, wurde es totenstill. Der mächtige Vierkanter des vertriebenen Nachbarn jenseits der Grenze wurde von Baggern planiert. Nur dessen Obstgarten blüht heute noch am Grenzstreifen – auf österreichischer Seite. Die Kommunisten spannten elektrische Drähte, zogen Wachtürme hoch, verminten die Wiesen. Wenn Duschlbauer mit seinem Traktor das Feld neben dem Grenzzaun pflügte und hinübergrüßte, drehten sich die kommunistischen Soldaten demonstrativ weg. Er galt schließlich als Klassenfeind. Nur selten kamen Flüchtlinge durch. Einmal versuchte ein Liebespaar, mit dem Motorrad durch den Zaun zu rasen. Er ist »mit dem Gesicht in den Strom gekommen«, erinnert sich Duschlbauer, die Nase sei »weggebrannt« gewesen, gezittert habe er »wie ein Kasperl«. Drüben hätten die Tschechen geballert. Das Liebespaar wurde gerettet und von den Mühlviertlern wie Helden gefeiert.

So sah diese Grenze noch vor zwei Jahrzehnten aus – und die Österreicher waren stolz, auf der Seite der Freiheit zu leben. »Die Flüchtlinge waren Helden, und wir waren Helfer«, sagt auch Chefinspektor Franz Grubauer. Doch als dieser Vorhang plötzlich weg war, »hab ich das nicht verarbeiten können«. In den Dörfern erzählten einander die Leute, dass »drüben bei den Behm« die Gefängnisse aufgemacht wurden. Es brach »die Rumänenzeit« an, wie Grubauer es nennt. In den Scheunen hätten fremde Gestalten genächtigt, Autos seien aufgebrochen worden. Und plötzlich kamen Menschen, die völlig anders aussahen: Afghanen, Inder, Tschetschenen, Afrikaner. »Einer hatte seine Füße nur in ein Nylonsackerl eingewickelt«, erinnert sich Grubauer. Die Ansässigen verspürten Angst, und es wurde ihnen Angst gemacht.

III.

Wer die Staatsgrenze passiert, gelangt in das Dorf Dolní Dvořiště. Die Wulowitzter Bauern erzählen, dass man hier in den vielen Casinos und Puffs angeblich »gratis essen und trinken kann«. Für zehn Euro Eintritt kriegst du, so viel du willst, erzählten sie. Sogar Tintenfisch. So etwas wie Globalisierung hat sich breit gemacht am Rande des Böhmerwaldes. In den alten, ehemals deutschsprachigen Dörfern halten tagsüber asiatische Gastarbeiter ihre Märkte ab, und würden nicht die alten Tschechen aus den Fenstern schauen, man käme sich vor wie in einem südostasiatischen Straßendorf. Viele Waisen Kinder des Vietnamkrieges, einst vom tschechoslowakischen Bruderland aufgenommen, leben hier. Alle verkaufen dieselben Billigklamotten und Feuerzeuge, die lustige Melodien spielen, wenn man sie öffnet. Die Behörden glauben, dass viele dieser Vietnamesen auch als Schlepper arbeiten, um überleben zu können. Auch die in Leopoldschlag aufgefundene Chinesin war von Vietnamesen an tschechische Schlepper vermittelt worden.

Wenn es Nacht wird, verwandeln sich die Grenzdörfer in Bordelle. Dann reflektieren Wegweiser mit der Aufschrift »Paradiso«, »Afrodita« oder »Kamasutra-Club« das Scheinwerferlicht. Davor parken Autos mit österreichischen Kennzeichen. Ein Wegweiser führt zur »Only Bar«, die am Rande der kleinen Waldsiedlung im Dörfchen Jenin steht. Ein weißes Häuschen mit kleinen, zugeklebten Fenstern.

»Hier in der Nachbarschaft gibt es schon zwölf Puffs. Die Konkurrenz ist ein Wahnsinn«, klagt Ronald Grübling. Irrendwie hat er sich das alles einfacher vorgestellt. Einst war er Installateur in der Grenzstadt Gmünd, jetzt steht er in Pyjamahose und Sandalen auf dem Balkon, auf dem nächstens

ein Neonherz flackert. Mit Unterstützung seiner Eltern versucht er sich als Bordellbetreiber. »Ich bin der einzige mit Poolbar«, erklärt Grübling stolz. Für ein Foto klettert er in das traurig leere Schwimmbad, setzt sich auf einen Barhocker und hebt das Glas, als gäbe es hier irgendwas zu feiern.

Es ist bizarr zu beobachten, wie sich hier eine österreichische Familie im Sexbusiness versucht. Der Vater schaufelt Schotter in die Schlaglöcher der Zufahrt, und die Mutter wäscht den »Animierbereich« auf, in dem der Sohn »Penisaschenbecher« aufgestellt hat – »original aus Manila«, wie er erzählt. Und die drei Frauen, die hier am Abend tanzen sollen, tratschen gelangweilt am Pool. Eine trägt Hausschuhe aus Plüsch, die aussehen wie Bärenatzen. Die andere bastelt eine kleine Krone aus Löwenzahnblüten. Warum sie hier ist? Sie komme aus Litauen, müsse ihr Kind irgendwie über die Runden bringen. Also spielt sie die »naturgeile Ostblockbraut« für Mühlviertler Wochenendtouristen.

Drüben in Österreich wäre so ein Betrieb wohl verboten. Und auch die tschechischen Behörden machen Grübling immer mehr Druck. Bald soll es ein neues Prostitutionsgesetz geben, das die Dörfer von diesem Grenzverkehr befreien wird. »Die sieben Thailänderinnen, die ich bestellt habe, kriegen schon jetzt keine Visa«, klagt Grübling. Wie komme er eigentlich zu den Frauen? »Kontakte, Kontakte«, sagt er. Und: »Ich versuche, Madln zu finden, denen es schlecht geht.« Mal fährt er ins ärmliche Ostrava, mal an den Straßenstrich bei Bayern. Nur in der Nachbarschaft dürfe er keine »Dirndln« abwerben. »Sonst brennt die Hütte ab. Hier herrschen geordnete Verhältnisse.« Und wenn die Frauen nicht mehr für ihn arbeiten wollen? »Dann muss ich ihnen zeigen, wer der Herr ist«, sagt Grübling. Nein, Gewalt gebe es nicht. Aber der Konkurrent im Nachbardorf, erzählt er,

»hat seine Madln eingesperrt, die Fenster mit Brettern vernagelt und die Pässe kassiert«. Das soll jetzt nicht aufgeschrieben werden, sagt Grübling, »sonst glauben die Leute, dass wir die Menschenrechte verletzen«.

IV.

Rückfahrt über die E 55. Puffs, Casinos, Puffs, sanfte südböhmische Landschaft, ein paar Fertigteilhäuser künden vom Wirtschaftsaufschwung. Viele Frauen winken am Straßenrand. Selbst Puffbesitzer Grübling bemerkt, »dass es denen wirklich dreckig geht«, dass die nur »ein Bett, ein Packl Tschick und ein warmes Essen am Tag« bekommen. In den Tankstellenrestaurants würden die Zuhälter wachen und das Geld der Frauen verspielen.

Es regt sich Sorge um diese rechtlosen Frauen und ihre Not. Das Uno-Kinderhilfswerk UNICEF hatte erst vor wenigen Jahren eine Studie präsentiert, wonach am deutsch-tschechischen Straßenstrich sogar Kinder angeboten würden. Es herrsche nackte Gewalt, berichtete die UNICEF.

Ob es hier an Österreichs Grenze ähnlich zugeht? Paula Wessely von der Linzer Initiative Social Impact hat Prostituierte interviewt. Social Impact, eine Gruppe engagierter Künstler, hat es satt, dass Frauen gedemütigt oder in den Sumpf getrieben werden. Aus den Gesprächsprotokollen: Barbara: »Der hatte einen Anzug und eine Krawatte. Wie ein Präsident sah er aus. Das Auto schön, sauber. Und auf einmal so ein Schwein.« Martina: »Sie schnappen dich bei den Haaren, und du musst es machen. Oder sie ziehen ein Messer raus und drohen dir damit. Ich mache die Arbeit, weil ich ein kleines Kind hab.« Svetlana: »Er hat mir eine Pistole an

den Kopf gehalten. Und dann war da einmal einer mit einem Baseballschläger.« Maria: »Es gibt hier einen älteren Polizisten. Wenn ihn jemand wütend macht, dann nimmt er ein großes Auto, sammelt alle Mädchen ein, bringt uns in den Wald, und dann fahren wir zehn Kilometer. Dann schmeißt er zum Beispiel mich raus. Dann schmeißt er das nächste Mädchen raus. So macht er das.«

Gemeinsam mit Sozialarbeitern erarbeitet Social Impact nun einen Deutschkurs, der auf CD gepresst und an die Frauen verteilt wird. Nur wer die Sprache kann, kann widersprechen, sagt Harald Schmutzhard, ein umtriebiger Linzer Künstler und Aktivist von Social Impact. Er setzt sich seit langem mit der Grenze und mit dem Rechtsstaat an der Grenze auseinander.

Manchmal argumentiert er durchaus radikal: Die EU agiere an der Grenze zunehmend wie der ehemalige Ostblock und mache die Grenzen so dicht, dass Menschen letztlich auch sterben müssten. Es werde den Flüchtlingen zwar nicht nachgeschossen, aber zu Todesfällen komme es dennoch. Die europäische Asylpolitik würde strukturelle Gewalt erst ermöglichen. Schmutzhard fragt: »Sind wir nicht mitverantwortlich für die Toten?«

Natürlich ist der Vergleich mit den Kommunisten übertrieben. Die schossen den Leuten in den Rücken. Die Mühlviertler Gendarmen und die ballernenden Genossen von einst, sie haben nichts miteinander gemeinsam.

Dennoch weist Schmutzhard hier auf einen heiklen Punkt. Erzeugt der Staat hier nicht die Kriminalität, die zu bekämpfen er vorgibt? Wird hier nicht maßlos überreagiert, wenn – wie es nun geplant ist – selbst Fluchthelfer, die sich im Gegensatz zu Schleppern nicht persönlich bereichern, mit bis zu einem Jahr Gefängnis bestraft werden sollen?

Im Jahr 2001 ertranken achtzehn Inder in der March, als sie von der Slowakei nach Tschechien schwimmen wollten. Schmutzhard wollte Behörden und Öffentlichkeit anlässlich dieses Falles mit einem ungewöhnlichen Projekt provozieren. Er recherchierte sichere Routen über die grüne Grenze und publiziert Wanderkarten in einem harmlosen Wanderführer mit dem Titel »Sichere Einwanderungsrouten nach Europa, Sektor Tschechien–Österreich«. In einem einleitenden Kapitel gibt er auch noch Tipps für die Flucht: »Geh bei Tag. In der Nacht verwenden die Beamten Nachtsichtgeräte. Du fühlst dich sicher, doch in Wahrheit wirst du schon von weitem beobachtet. Nimm keine Kinder unter acht Jahren mit. Trage lange Kleidung – wegen der Dornen, Mücken und Zecken.« Es sind harmlose Zeilen – und dennoch forderten sie die Republik heraus.

V.

Wien, Bundeskriminalamt. »Hut ab, das ist ganz professionell gemacht«, sagt Gerald Tatzgern, der junge, ehrgeizige Chef der Abteilung für Menschenhandel und Schlepperei über Schmutzhards Webpage. In seinem Büro liegt ein kleiner Teppich. Ein Geschenk des aserbaidjanischen Innenministers. Daneben eine Keule aus Holz – ein Präsent der ukrainischen Polizei. Schlepperei wird hier international bekämpft. Tatzgerns Beamte haben die Webpage von Social Impact studiert und sind voll in die Provokationsfalle getappt. Das Innenministerium hat Schmutzhard bei der Staatsanwaltschaft wegen Schlepperei angezeigt. Vergeblich. Noch ist die Freiheit der Kunst stärker. Tatzgerns Leute verschicken überhaupt gerne Sachverhaltsdarstellungen. Ver-

gangenes Jahr hatte der Kriminalist zwei Asylanwälte wegen »Schlepperei« und »Ungehorsam gegen Gesetze« angezeigt. Ihr Vergehen: Sie hatten in Tschechien ihre Visitenkarten an Flüchtlinge verteilt. Tatzgern sagt: »Wir wollten wissen, wo die Grenzen des Erlaubten für Anwälte sind.«

Tatzgern hat sich in wenigen Jahren vom Ottakringer Kriminalbeamten zum Berater der Innenministerin hochgearbeitet. Er liefert der Politik die Argumente, mit denen schärfere Fremdengesetze öffentlich verkauft werden können: Kampf gegen Schlepper, Kampf gegen Asylmissbrauch. Tatzgern hat Fotos und Horrorstorys sofort bei der Hand. »Da, eine ganz aktuelle G'schicht. Die haben den Motor ausgebaut, damit Flüchtlinge Platz haben.« Und hier ein Bild von einem Kastenwagen, in dem ein doppelter Boden eingebaut wurde. »Auch wenn es sehr gemütlich aussieht, da lauert die Erstickungsgefahr.« Und diese von oben bis unten verdreckten Wohnungen: »Da wurden 25 Chinesen auf sechzig Quadratmetern zusammengepfertcht. Wie die Tiere«, sagt Tatzgern.

Tatzgern weicht aus, wenn man ihn fragt, ob nicht auch die restriktive Einwanderungspolitik an diesen erbärmlichen Zuständen mitverantwortlich ist. »Das ist eine politische Frage«, sagt er. Er sei dazu da, die Gesetze des Staates zu vollziehen. Wenn er in seine Akten blickt, dann sieht er Scheintouristen, Scheinehen, Scheinoptionen, Scheinfirmen. Immer öfter werde das Recht umgangen. Tatzgern sagt: »Ich hab ein Problem mit Menschen, die den Staat schädigen.« Er erzählt von schwangeren Rumäninnen, die bei Briefkastenfirmen angestellt wurden, damit sie dann in Bukarest österreichisches Karenzgeld beziehen. »Damit leben die da unten ganz gut«, glaubt er. Zum Abschied sagt er: »Ich kenne Tschetschenen, die 2000 Euro Bargeld und einen

neuen Reisepass in der Tasche haben. Die haben Asyl gekriegt. Da frage ich mich, ob das gerecht ist. Ich sage: Nein!«